

# Friedrich von Känel, der gehörlose Schriftsteller

Autor(en): **Ringier, Martha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Taubstummens-Zeitung**

Band (Jahr): **7 (1913)**

Heft 9

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-922906>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wunderungswürdig an, daß man darüber erstaunt sein muß. So lebt in Indien ein Vogel, welcher Baya heißt. Er sieht unserem Dompfaff ähnlich. Er baut ein sehr merkwürdiges Nest. Zunächst sucht er sich einen möglichst hohen Baum aus. Dann legt er das Nest so an, daß Affen, Schlangen, Eichhörnchen und andere Tiere, die Appetit nach den Eiern oder Jungen des Baya haben, dasselbe nicht erreichen können. Darum baut der Baya sein Nest an das äußerste Ende eines biegsamen Zweiges, der kein anderes Tier tragen kann. Zu weiterer Sicherheit aber stellt der Vogel sein Nest nicht aufrecht, sondern baut es in der Gestalt einer länglichen Birne und hängt es mit der Spitze durch Gräser an den Zweig. Der Eingang ist aber nicht von oben, sondern von unten, so daß man nur fliegend hineingelangen kann. Das ist doch wunderbar! Da zeigt der Vogel doch viel Klugheit beim Bau und der Einrichtung seiner Wohnung. Außerdem befinden sich zwei Abteilungen in dem Nest, ähnlich wie zwei kleine Zimmer. In der einen Abteilung sitzt das Weibchen und brütet die Eier aus, während das Männchen die ganze Zeit hindurch in anderen Zimmerchen sitzt und die brütende Gattin durch Gesang unterhält und erfreut. Das ist doch reizend und liebevoll!

Noch künstlicher ist das Nest eines anderen kleinen Vogels in Asien, welcher dasselbe aus den Blättern des Baumwollenbaumes so zusammennäht, als habe er das Nähen gelernt. Wie macht er das? Er spinnt mit dem Schnabel und den Füßen wirkliche Fäden aus Baumwolle, sticht mit dem Schnabel Löcher in die Blätter, zieht die Fäden durch und näht auf diese Weise Blatt an Blatt, bis sein Nestchen fertig ist.

Aber nicht nur die Vögel, sondern auch andere Tiere zeigen große Kunst beim Bau ihrer Wohnung. Da wird Euch früher der Lehrer einmal erzählt haben vom Maulwurf. Der Maulwurf ist ein geschickter Bergmann. Sein Bau ist künstlich angelegt. Vielleicht hat der eine oder andere Leser einmal eine Abbildung gesehen. Sein Bau besteht aus einem Kessel und zwei kreisförmigen Kanälen oder Röhren. Der eine Kanal liegt ungefähr 1 Meter über dem anderen. Dieselben sind wieder durch Röhren, welche von oben nach unten gehen, mit einander verbunden. Von dem Kessel aus führt ein Gang zu dem Jagdgebiet, wo er seine Nahrung holt. Dieser Gang ist meist 20—30 Meter lang.

Wie kunstvoll sind z. B. die Wohnungen der Spinnen. Am merkwürdigsten ist die Wohnung einer Spinne, welche Minir-Spinne heißt. Die Wohnung dieser Spinne besteht aus einer Grube, welche sie in Lehm Boden gräbt. Die Wohnung hat die Gestalt eines Fingerhutes. Die Wände der Grube sind mit einem festen Mörtel überzogen. Warum wohl? Die obere Öffnung, welche so groß ist, daß die Feinde der Minir-Spinne in die Wohnung hineinkönnten, verschließt sie mit einem Deckel, welcher ähnlich ist wie eine Falltür. Diese Tür paßt ganz genau auf die Öffnung der Grube; darum ist sie ein Muster für Zimmerleute. Verfolgt nun ein Feind diese Minir-Spinne, so flieht sie schnell in ihre Wohnung und verschließt dieselbe durch den Deckel.

So gibt es noch viele andere Tiere, welche eine große Kunst bei der Einrichtung ihrer Wohnungen zeigen. M. M.

## Zur Unterhaltung

**Friedrich von Känel,**  
der gehörlose Schriftsteller.

Vorbemerkung des Redaktors. Als im Jahr 1901 die erwachsenen Taubstummten im ganzen Kanton Bern zum Zweck der Pastoration aufgesucht und eingeschrieben wurden, da stand auf der Liste auch der Name „Friedrich v. Känel, Schriftsetzer“. Daher wurde er, wie alle andern, zur Taubstummtenpredigt eingeladen; er erschien aber nicht, sondern ich bekam ein langes Schreiben von ihm, worin er uns über den wahren Sachverhalt aufklärte, erstens daß er kein „Schriftsetzer“, sondern Schriftsteller, zweitens zwar ganz gehörlos sei, aber nicht vom Mund ablesen und drittens nicht gut laufen könne wegen seiner lahmen Hüfte. In der Folge entspann sich zwischen uns beiden eine lebhafteste Korrespondenz und ich durfte ihm damals, besonders als Redaktor des „Hausfreund“, manche nützlichen Dienste leisten, indem ich Uebersetzungen von ihm abdruckte oder Andern empfahl und Mittel und Wege zeigte zur Unterbringung seiner trefflichen Arbeiten. Dann besuchten wir ihn einmal in seinem Heim auf lustiger Höhe und waren erstaunt, in ihm einen schlichten, gebrechlich aussehenden Bauersmann zu finden, dessen geistvolle Gesichtszüge und tiefes, inneres Leben verratenden dunklen Augen jedoch den Schriftsteller verrieten. Er hat viel gelitten und gestritten. Nun ist die Feder für immer seiner Hand entsunken. Doch lassen wir jemand anders von ihm erzählen:

„Es war im Sommer 1904, als wir Meschi ob Spiez zu unserem Landaufenthalt wählten. Einen reizvolleren Ort hätten wir kaum finden können. Alle Schönheit unseres Schweizerlandes

scheint hier vereinigt, Großartiges mit Lieblichem verbunden zu sein.

Zu Füßen der Thunersee, in der Ferne wie eine Fortsetzung davon der blinkende Spiegel des Brienzertees, gegen Norden der Ausblick in lachende Gaue bis zum verblauenden Jura, weiter in der Runde die Ketten der Vorberge und die grünen Talschaften, in unmittelbarer Nähe die Pyramide des Riesen und dann gen Süden in eherner Ruhe, wie treue Wächter, die Schneeberge. — Dieses köstliche Bild erfaßten unsere Augen.

Wem dieser Fleck Erde zur Heimat gegeben, der schien uns ein Bevorzugter.

Aeschi? — Stand der Ortsname nicht irgendwie in Verbindung mit einem Schriftsteller, dessen belletristische Arbeiten und meisterhafte Uebersetzungen norwegischer Erzählungen ins Deutsche mir schon öfters in Zeitungen und Büchern begegnet waren?

Gewiß, — Friedrich von Känel lebte hier, — „der arme Mensch“, wie ihn unsere Frau Wirtin nannte, als ich sie fragte, ob sie mir den Weg zu dem betreffenden Mann weisen könne. — Warum ein Armer, da er doch dieses schöne Eiland seine Heimat nannte, wo er in geistiger Arbeit seine reiche Befriedigung finden mochte?

Ich war sehr gespannt auf die Begegnung, aber nicht wenig überrascht, als ich am Ziel angelangt, vor einem altersbraunen, schlichten Bauernhäuslein stand, das mitten im Maiengrün gelegen war.

„Ihr wollt gewiß zum Schriftsteller,“ sagte eine alte freundliche Frau, „da drinnen ist er, in der Stube.“ Damit öffnete sie die Türe und trat mit mir in eine behagliche, saubere Bauernstube. In der Nähe des Fensters befand sich ein mit Schreibgeräten, einem Stoß weißen Papiers und einigen Zeitschriften und Büchern bedeckter Tisch. Und an diesem Tisch saß eine dürftige Gestalt, in sich zusammengebückt, in schiefer Haltung emsig schreibend.

„Der da ist mein Sohn,“ sagte die Frau, „er ist von jung auf lahn und gehörlos. Ihr müßt Euch zu ihm setzen und ihm aufschreiben, was Ihr ihm sagen wollt. Mir, seiner Mutter, kann er die Worte von den Lippen lesen.“

Die Frau berührte den Arm der Schreibenden, der nun erst, aufblickend, unsere Anwesenheit wahrte und sich mühsam zu erheben suchte.

Das war also Friedrich von Känel: eine schwächliche, schmalbrüstige Gestalt, ein Kopf mit der breiten Stirn und dem scharfen, schwer-

mütigen Blick der Augen. Das war der Mann, dessen schriftstellerische Arbeiten von Weltkenntnis, Gewandtheit und hoher Bildung zeugten!

„Das Sprechen macht ihm Mühe, hauptsächlich scheut er sich vor Fremden,“ erklärte die alte Frau, deren treue Mutteraugen mit großer Liebe an dem Sohne hingen. Er schob mir Papier und Bleistift zu und nun ging ein eifriges Schreiben und Austausch an; das Schweigen, das zwischen uns war, bekam tausend Zungen. Friedrich von Känel erzählte in großen Umrissen von seinem Leben, seinem Leiden, seinem Schaffen. Er zeigte mir Stöße ausländischer Zeitschriften, wies auf seine Bücher.

Meine Bewunderung wuchs mit jedem Augenblick. — Er, der schlichte Bauernsohn, den die Krankheit von Jugend auf an die Scholle gekettet, der seit Jahrzehnten nie mehr über die Gemarkung des kleinen, elterlichen Heimwesens hinausgekommen war, der vom zwölften Jahr an auf den Schulbesuch verzichten mußte, hatte es wahrhaftig aus eigener Kraft, ohne große Förderung noch Beeinflussung von außen fertig gebracht, sich in dieser Weise heranzubilden, sich fremde Sprachen, französisch, dänisch, schwedisch, norwegisch anzueignen! — Welche Energie war in diesem gebrechlichen Körper mächtig, was für eine zähe Beharrlichkeit gehörte zur Ueberwindung der sich darbietenden Hemmungen und Schwierigkeiten!

Als ich Friedrich von Känel verließ und sinnend dahinschritt durch die lachende Natur, überwältigte mich der Eindruck, ein Wunder geschaut und eine gewaltige Predigt gehört zu haben.

Mein Erlebnis ging mir lange nach. Mit der Zeit entspann sich ein Briefwechsel mit dem Dulder in Aeschi. Diesem entnehme ich ein Schreiben, in dem der nunmehr Erlöste selber zu Worte kommen soll.

Er schreibt: Ich habe viel erlebt seit Ihrem Besuch, Schweres kann ich sagen. Vor allem der Tod meiner lieben Eltern; der Vater (ein Sonderbundsveteran) starb 1905, die Mutter ein Jahr später, letztere nach schwerem Leiden, während der Vater einem Schlaganfall erlag. Beide interessierten sich, trotzdem sie richtige Bauern waren, in ihrer Weise lebhaft für mein literarisches Schaffen. Darum ist der Verlust groß für mich.

Sie möchten gerne wissen, wie ich dazu gekommen bin, die skandinavischen Sprachen zu erlernen und die dortige Literatur zu studieren und Uebersetzer zu werden? Das ist sehr einfach.

Vorher aber ein paar kurze Worte über meine Jugend.

Ich bin 1859 als Knabe einfacher Bauersleute hier in Aeschi geboren worden. Als richtiger Bauernbube trieb ich mich in Haus und Feld und Wald umher, half, so gut ich es vermochte, mit bei der Bauernarbeit, spielte auch eine Zeitlang den Hirtenjungen auf einer Alp am Riesen, wo ich mich immer sehr gerne aufhielt. Denn hier war es herrlich, wenigstens bei gutem Wetter, und in dem Verkehr mit Kindern, Schafen und Ziegen befand ich mich wohl. Daneben besuchte ich die Primarschule in Aeschi mit bescheidenem Erfolg und ohne

die mich zum Krüppel und, was das Schlimmste war, vollständig taub machten. Jede ärztliche Behandlungsmethode versagte bei mir. Schließlich erholte ich mich nach und nach wieder, so weit es möglich war. Ich kann, wenn auch hinkend, wieder ein wenig marschieren; was das Gehör betrifft, so lernte ich wenigstens bei den nächsten Angehörigen die Sprache von den Lippen ablesen; allerdings versagte die Fertigkeit hier zuweilen und [gegenüber Fremden gänzlich. Da muß ich dann die Leute allfällige Fragen und Erklärungen niederschreiben lassen.

Auf dem langen Krankenlager las ich sehr



Die Bewohner des Taubstummenheimes für männliche Erwachsene in Turbenthal bei der Arbeit.

(Der erste Mann links ist taub und blind; er versteht gut, was man ihm in die innere Handfläche schreibt.)

ein besonderes Kirchenlicht in irgend einem Fach zu sein. Erst in der sogenannten Gemeindepflichtschule entwickelte sich bei mir, wohl durch den etwas phantasiereichen Lehrer angeregt, eine gewisse Vorliebe und Fertigkeit im Entwerfen von Schilderungen und Aufsätzen. Beiläufig bemerkt, hatte ich auch ein bedeutendes Talent im Auswendiglernen von Liedern und Gedichten. — Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Im Sommer 1871 entwickelte sich bei mir, infolge einer äußerst gefährlichen und schmerzhaften Hüftgelenkentzündung, eine Reihe folgenschwerer Gelenk- und Knochenkrankheiten,

viel und konnte den Mängeln meiner unterbrochenen Schulbildung etwas abhelfen. Von Seiten unseres Pfarrers angeregt, versuchte ich auch, meine eigenen Gedanken schriftlich wiederzugeben, entwarf ein paar schlichte Geschichten aus dem Volksleben, wohl etwas hölzern, entwarf auch Gedichte. Einiges davon wurde in Zeitungen zum Abdruck gebracht. Die Lektüre der Märchen von Andersen und eine gewisse, vielleicht phantastische Vorliebe für Skandinaviens Natur und Volk und Literatur gab mir den wunderlichen Gedanken ein, die dänische, norwegische und schwedische Sprache

zu erlernen. Man schüttelte den Kopf ob diesem Beginnen. Doch es gelang mit Hilfe eines wohlwollenden Thuner Verlegers, der auch meine ersten Erzeugnisse auf literarischem Gebiet in seinem Blatt zum Abdruck gebracht hatte, die nötigen Bücher zur Spracherlernung nach der Methode Toussaint-Langenscheidt anzuschaffen. In ganz kurzer Zeit vermochte ich dänische Bücher zu lesen und kleine Sachen zu übersetzen. Mit der Erlernung des Schwedischen ging es etwas schwieriger, während das Norwegische — sofern es nicht um Dialekt oder Neunormwegisch sich handelte — mir auch bald einleuchtete, da es mit dem Dänischen fast identisch ist. So arbeitete ich nach und nach immer eifriger an Uebersetzungen, gewann manches große Blatt und manche angesehenere Zeitschrift im In- und Ausland für meine Arbeiten, und es gelang mir, im Lauf der Jahre, manchen angesehenen Verlag in Deutschland für Buchausgaben zu interessieren. An Fürsprache von wohlwollender Seite fehlte es mir auch nicht. Aber daneben habe ich bis heute die Schriftstellermisere überreich zu Kosten bekommen, und manchmal ging es so schlecht, daß ich drauf und dran war, alles fallen zu lassen. Aber der Gedanke, daß dieses „Hangen und Bängen in schwebender Pein“ auch seinen Reiz hat, und daß das Interesse an einer bestimmten, liebgewordenen Beschäftigung mich in meiner absonderlichen Lage vor völliger Versimpelung und Vereinsamung schützen würde, ließen mich weiter arbeiten, und ich glaube, daß ich es nicht zu bereuen haben werde. Was weiß ich! Der Uebersetzerberuf hat mir viele interessante Bücher und Personenbekanntschaften gebracht.

Soweit Friedrich von Känel's eigene Worte.

Seine Krankheit, Knochentuberkulose, schritt weiter und weiter vor. Der Unermüdlische, merkwürdig rasch Schaffende beklagte es oft, seine Arbeiten deswegen unterbrechen zu müssen. Die letzten Jahre waren qualvoll. Die furchtbaren Schmerzen, die der Arme zeitweise zu erdulden hatte, ließen ihm die ärztlicherseits nötig erachtete Amputation eines Beines fast wünschenswert erscheinen; allein es stellte sich nachträglich heraus, daß sie zwecklos wäre.

Am 8. Dezember 1912 verschied Friedrich von Känel. Es war ein hartes Sterben. Nun ruht der müde Streiter, von einem dornenvollen Dasein erlöst, auf dem idyllischen Friedhof zu Aeschi, auf den die weißen Firne der Blümlialp herniedersehen in ihrer unvergänglichen Hoheit. Uns Nachblickenden ist dieses

arme Leben, das einen so reichen Inhalt barg, indem ein ungewöhnlich kraftvoller Wille und eine zähe Ausdauer mit einem herben Schicksal rangen und ein starker Geist über einen gebrechlichen Körper den Sieg gewinnen ließen, eine stille, ernste Mahnung und Ermunterung.

Martha Ringier.

## Eine Mittelmeerreise.

Auszüge aus dem Tagebuch von J. Ammann,  
Vorsteher der Bettinger Taubstummenanstalt.

Monaco, den 29. Juli 1909.

Die erste Seefahrt liegt hinter uns. Ja, eine Seefahrt, denn die Wasserfläche war glatt wie ein Spiegel. Nur der Kiel schnitt tief hinein. Doch willig teilten sich die Wasser und legten sich links und rechts in gewaltige Falten. Bei diesem Faltenwurf kam das tiefe Blau des Meeres erst recht zur Geltung und die weißen Schaumstreifen auf den blauen Wogen nahmen sich aus wie duftige Spitzen am Saum eines lang hinwallenden Mantels.

Auch die Nähe des Landes, der Anblick der Küste ließ uns vergessen, daß wir auf dem Meer waren. Wir Schweizer wenigstens fuhren in Gedanken wieder einmal auf dem Genfersee. Das tiefe Blau des Wassers, die stark ansteigenden Ufer, vor allem aber am Strand der Kranz blühender Kurorte mit den weithin blinkenden Hotels riefen in uns das Bild der Heimat in Erinnerung. Doch hier ist es riesenhaft vergrößert. Kein See, nein ein Meer, keine Hügel, sondern Berge. Trotzdem ist die Riviera bei weitem nicht so malerisch wie das schweizerische Ufer des Leman. Es fehlen die frischen Farben. Dort wissen wir die blinkenden Ortschaften umrahmt vom lieblichen Grün der Rebberge; hier sehen wir am Ufer nichts als das Schmutziggrau der Oliven. Dort grüßen uns über dem Rebland noch Obstgärten, Wiesen und Wälder, hier hört auf halber Höhe jede Vegetation auf. Keine Firnen, keinen Rocher de Maye, nur kahle Berge ohne jegliches Leben. Wohl sind sie durchfurcht von den Rinnen der Sturzbäche. Doch kein Silberfaden schlängelt sich hernieder, kein Wasserfall erfreut das Auge. Wenn das Meer nicht wäre, würden wir hier einen Wüstenstrich finden. Dem Meer verdankt dies Land seinen Ruhm, seine Existenz. Der Boden ist karg. Wohl gedeihen hier alle Pflanzen